

## Der Fall

„Ich falle. Aber ich stecke fest. Es ist beides gleichzeitig.

Die ganze Welt bewegt sich. Menschen, Geräusche, Zeit. Alles ist in Bewegung. Und ich? Ich bleibe stehen. In mir drin ist Stillstand. Und Chaos. Zur selben Zeit.“

Lyra starrt auf das Papier.

Nichts bewegt sich.

Nichts regt sich in ihr.

„Mein ganzes Leben fühlt sich an wie ein einziges Pendeln zwischen Extremen. Da ist die völlige Leere. Und dann das Chaos, das über alles hinausgeht. Ohne Boden. Ohne Ziel. Und ein Teil von mir stellt sich vor, wie befreiend das sein könnte, wenn man die Augen schließt und aufhört zu kämpfen. Aber ich weiß, sobald ich sie wieder öffnen würde, würde ich sehen, wie alles um mich herum davonfliegt. Wie die Welt abhebt, weitergeht. Und ich bleibe zurück. Fallend. Immer weiter. Ohne zu wissen, ob es je aufhört.“

Mechanisch greifen ihre Finger nach dem Bleistift. Die Hand setzt sich in Bewegung, fast ohne ihr Zutun. Und bevor sie überhaupt bewusst denken konnte, zeichnet sie.

Die Rose.

Immer wieder diese verdammte Rose.

„Ich weiß nicht einmal warum. Jedes Mal, wenn ich beim Telefonieren auf einen Zettel kritzle oder aus Langeweile den Stift in die Hand nehme, ist es dieselbe Rose. Immer und immer wieder. Vielleicht, weil ich als Kind die Technik von meiner Cousine abgeguckt habe. Vielleicht auch, weil es das letzte Projekt in der Kunstschule war: das Bild, das ich nie beendet habe, weil ich die Schule abbrach. Vielleicht ist es ein 'Was wäre wenn', das sich für immer in meinem Kopf eingebrannt hat.“

Die Linien fließen von allein, wie ein eingelerntes Ritual. Sanfte Bögen für die Blätter, die Spirale der Mitte, die unvollständigen Dornen.

Lyra hält inne.

Starrt wieder auf das Papier.

Ein unfertiges Bild, ein Schatten dessen, was es vielleicht einmal hätte werden sollen.

„Warum immer wieder die Rose?

Weil ich nichts anderes mehr habe?

Weil ich irgendwo stehen geblieben bin?“

Sie zeichnet weiter. Ihre Bewegungen werden kurz und scharf, genauso wie die Dornen ihrer Rose. Vor ihren Augen blitzt eine Erinnerung auf:

Im Garten. Sie hatte ihrer Mutter geholfen und sich an einer der Rosen geschnitten. Der Dorn steckte in ihrer linken Hand.

Wie aus einem Reflex wandert ihr Blick auf ihre linke Innenhand. Für einen Moment glaubt sie, den roten Punkt von damals noch zu sehen.

Mit einem tiefen Gefühl der Verabscheuung starrt sie auf die Rose vor ihr.

Das Bild wird genauso unvollendet bleiben wie alles andere.

Lyra klappt den Block zu, als könnte sie damit auch den Gedanken an ihre Enttäuschung begraben.

Dann steht sie auf.

„Ich glaube, ich brauch noch einen Kaffee.“ Wassertank auffüllen. Diese Maschine. Ständige Pflege.

Wie sie selbst.

Ihr Kopf braucht neue Eindrücke. Sonst platzt etwas.

„Ich bin genauso wichtig wie die Kaffeemaschine. Oder eine Ameise. Oder ein Stein.“

Manchmal wünscht sie sich, sie könnte glauben. An etwas. An jemanden. So einfach. Keine Verantwortung. Nur fallen und wissen, dass sie jemand auffängt. Aber da ist niemand.

Oder?

Sie weiß es nicht. Sie glaubt nur nicht. Und doch ist da dieser Gedanke: „Ich bin frei. So frei wie möglich.“

Wenn alles möglich ist: Warum dann kein Tag in Ruhe? Ohne Schuld, ohne Angst. Einfach nur sein.

Kaffee ist fertig. Zurück an den Küchentisch.

„Wieso kann ich mich nicht konzentrieren?“

Nichts geschafft. Und heute? Heute schafft sie es sowieso nicht.

„Ich will nur schlafen. Nur abschalten.“

Warum ist alles so anstrengend? Was in ihrem Leben rechtfertigt diese Erschöpfung?

„Ich hätte frühstücken sollen. Vielleicht. Morgen stehe ich früher auf. Vielleicht...“

Der Kühlschrank summt. Sonst nichts. Keine Musik, kein Fernseher, kein Gespräch. Nur dieses leise, gleichmäßige, summende Geräusch, das die Stille noch lauter wirken lässt. Und in Lyra wächst der Gedanke. Sie hätte einkaufen gehen sollen. Gestern schon. Aber die Tasche steht immer noch in der Ecke, neben der Tür.

Kein Plan, keine Liste, keine Energie.

Sie hatte nichts mehr zu Hause. Keine Nudeln, kein Brot. Nicht einmal Milch für den Kaffee am Morgen. Aber das reichte nicht als Motivation.

Die Kühlschranktür war heute besonders schwer. Fast als wehrte sie sich. Als ob sie längst wusste, dass Lyra nichts mehr finden würde. Genauso war es auch. Das grelle Licht beleuchtete die leeren Regale. Lyras Blick blieb an einem abgelaufenen Joghurt hängen. Sie wusste, sie musste ihn wegwerfen. Aber irgendwie schien das... zu viel.

Eigentlich sollte sie längst schlafen. Ihr Körper ist müde, ihre Augen brennen. Die Gedanken sind langsamer geworden, aber still sind sie nicht.

Schon als Kind lag sie so lange wach, bis ihr Körper einfach aufgab. Sie zählte die Körner ihrer Raufasertapete. Erfand Geschichten. Manchmal mit ihren Kuscheltieren. Manchmal mit ihren Händen. Sie wurden zu Figuren, zu Freunden.

Es lag nicht daran, dass sie nicht schlafen wollte. Im Gegenteil. Sie liebte den Schlaf.

Es war die einzige Zeit, in der ihr Kopf aufhörte zu schreien.

Nein. Schlaf war nie das Problem. Das Problem ist der Morgen danach. Die Rückkehr.

Bevor sie sich im nächsten Morgen verliere, blieb sie noch fünf Minuten hier: in der Stille, in der sie noch nicht gezwungen ist, jemand zu sein.

Der Wecker klingelt. Sie ist wach. Müde. Nicht von der Nacht, sondern von der Tatsache, wieder bei vollem Bewusstsein zu sein. Jede Bewegung, jeder Atemzug fühlt sich erdrückend an. Sie will gar nicht erst in den Spiegel schauen. Sie weiß, was sie erwartet: Diese Augen. Leer. Wie ein Abgrund.

Abgedunkelte und geschlossene Fenster. Tage ohne Sonnenlicht oder frische Luft. Nur noch ein paar Tropfen in der Wasserflasche neben dem Bett. Das flackernde Licht ihres Handydisplays, das Einzige, was den Raum noch erhellte.

Sie scrollt weiter. Immer weiter. Ihr Daumen bewegt sich wie von allein. Ein paar Sekunden Leichtigkeit doch zwischen den süßen Katzenvideos drängen sich immer wieder schlechte Nachrichten durch. Schlagzeilen voller Leid und Hass. Und plötzlich ist da wieder dieses Gefühl, dass sie sich selbst betrügt.

Wirklich fernhalten konnte sie sich doch nicht.

„Wie soll man das Ruhe nennen? Du willst Pause? Von was genau? Vom Denken? Vom Fühlen? Von der Verantwortung, die du dir selbst auflädst, obwohl du kaum noch atmest?“

Sie legt das Handy beiseite. Nur für einen Moment.

Das Buch auf ihrem Nachttisch liegt noch unberührt da. Wieso hatte sie es nicht gelesen? Jetzt wäre doch endlich die Zeit dafür.

Es gibt keinen Fluchtort mehr. Nicht im Bett. Nicht im Netz. Nicht in ihr. Nur diese Kreise.

Ihre Gedanken rasen. Wie Autos auf einer Autobahn. Sie überholen sich, schießen an ihr vorbei, sie versucht, einen davon zu greifen, einen festzuhalten, aber sie schafft es nicht. Sie bleibt stehen. Wie gelähmt. Und da ist diese Stille. Mitten im Lärm. Dieser leise Fall. Dieses gleichzeitige Langsame und Schnelle. Und es zerreißt sie. Stück für Stück.

Kann man gleichzeitig rasen und feststecken? An alles denken und an nichts? Alles fühlen und trotzdem leer sein?

Irgendwann in den Mitten des Chaos entschied sie sich gar nicht mehr die Wohnung zu verlassen. Zumindest redete sie sich an guten Tagen ein, dass es so war. Ihr eigener freier Wille.

An schlechten Tagen kam die Wahrheit mit einer schmerzenden Erinnerung hoch.

Wie Lyra mit schwitzenden Händen und panischen Atem vor der Tür stand. Kurz davor den Griff runterzudrücken. Jeden Moment sollte es so weit sein. Sie würde nur eine kleine Runde spazieren gehen. Den Kopf frei machen. Frische Luft einatmen.

Aber sie stand wie festgefroren da. Die Hände kalt. Das Atmen fiel ihr immer schwerer. Als würde eine tonnenschwere Last gegen ihre Brust drücken. Sie schloss die Augen und wiederholte immer wieder das Wort „jetzt“ in ihrem Kopf. Wie ein Mantra. Aber ihr Körper gehorchte ihr schon lange nicht mehr.

Irgendwann wurde ihr so schlecht, dass sie sich setzen musste. „Heute nicht, ich fühl mich nicht danach.“